Die Goldsucher.

Roman von A. Kotschka.

(3. Fortsetzung.)

So lange Jswolskij das Lager baute, erforschte Skuratow die Gegend in geologischer Beziehung. Die Steinarten, die stellenweise zu Tage lagen, deuteten darauf hin, daß der Boden hier Gold bergen müsse; es waren meist Granitarten, unter denen sich aber auch Quarzfelsen fanden, die die treuesten Trabanten des Goldes in Ost-Sibirien sind. Skutarow durchschritt das ganze Thal und markirte die Stellen, wo er schürfen wollte, um den Goldgehalt der Erde zu prüfen. Ein Umstand machte ihn stutzig: in dem Document war von einer aufgethürmten Steinpyramide die Rede, als Merkmal der Stelle, wo Skutarow's Vater das Gold gefunden hatte; das Thal wies aber keine Spur derselben auf. Freilich sagte sich Skutarow, daß die künstliche Pyramide im Laufe von fünfundzwanzig Jahren zerfallen sein konnte; andererseits ließ die Nähe des Sees und der Breitengrad vermuthen, daß sie sich an der richtigen Stelle befänden.

Er hatte sich schon wieder dem Lager zugewandt, als plötzlich ein ungewöhnlicher Glanz seine Aufmerksamkeit fesselte; er entstammte der Spalte eines Granitfelsens, in der sich die Sonnenstrahlen brachen.

Er schaute in dieselbe hinein und sah eine an den Fels festgewachsene prächtige Steingruppe — krystallisirte Goldtopase, welche selbst zu leuchten schienen, indem sie die schräg fallenden Lichtstrahlen brachen.

Ihrer Schönheit wegen heißen diese Steine „sibirische Diamanten“ und gehören zu den zweittheuersten.

Der hier sich befindende Krystall war ungemein regelmäßig und rein — ein Kunstwerk der großen Künstlerin Natur.

Mit Hilfe eines geologischen Hammers löste er den Krystall und nahm ihn als gute Beute mit.

Der Bodenreichthum Ostsibiriens ist erstaunlich; die Erde deckt hütend ihre Schätze, bis der Unternehmungsgeist endlich in den Sibiriern erwachen wird. Gold, Saphire, Rubinen, Topase, Amethyste, Granaten, Aquamarine sind von der Hand der gütigen Mutter Natur in den Taigas Sibiriens fast auf nackter Erde ausgestreut. Ein unternehmender Mann kann sich diese Reichthümer alle aneignen; das Land ist frei, es gehört Keinem. Aber bis heute wird nur Gold gewaschen und auch das verhältnißmäßig in geringer Menge. Alle übrigen Bodenreichthümer liegen unberührt.

Dem großen Buddha ein Opfer.

In Gedanken über das elende Schicksal der Eingeborenen wanderte Skutarow dem Lager zu. Er war demselben ungefähr auf eine Werst nahe gekommen, als plötzlich der Ton menschlicher Stimmen aus dem Walde zu ihm drang.

Das ist hier, wo man nie darauf rechnen darf, auf Menschen zu stoßen, ein außergewöhnliches Ereigniß.

Leise schlich er, um seine Anwesenheit nicht zu verrathen, dem Orte zu, von dem aus die Töne zu ihm gedrungen waren, den Revolver für alle Fälle in der Hand.

Aber laut mußte er selbst über seine Vorsichtsmaßregeln lachen, und das Gelächter ließ auch Diejenigen, die er sprechen gehört, sich umblicken.

Es waren Jswolskij und Eugenie Nikolajewna.

„Ich hielt Euch für Feinde und wollte schon auf Euch schießen!“ sagte Skutarow lächelnd, indem er auf sie zutrat. „Wie seid Ihr so weit gegangen?“

„Um Dir entgegenzukommen,“ entgegnete Eugenie Nikolajewna; „nicht wahr, hier im Walde ist es herrlich kühl?“

Skutarow wies seinen Fund vor und Jswolskij meinte, daß es ein seltenes Exemplar sei, daß bei den Burjaten hoch im Preise stehen werde.

„Sie schätzen diese Krystalle als heilige Arbeit des großen Geistes und legen sie als Heiligthümer auf die Opferaltäre ihrer Tempel und Klöster nieder,“ erklärte Jswolskij, der Volk und Land, wie bereits erwähnt, genau kannte.

Jetzt schritten alle Drei auf dem kürzesten Wege durch den Wald dem Lager zu.

Jswolskij, der voranging, blieb plötzlich stehen.

„Wollt Ihr, so zeige ich Euch etwas Interessantes. Im Voraus aber muß ich bitten, erschreckt nicht. Schreckliches ist übrigens nichts darin,“ fügte er hinzu.

Sie durchschritten gerade eine Strecke Blätterwald, in welchem es fast ganz dunkel war. Vor ihnen erhob sich etwas, was wie ein großer Kasten aussah und roh aus Brettern zusammengezimmert war.

Jswolskij schritt auf denselben zu, warf die darauf gelegten Steine herunter und hob den Deckel auf.

„Was ist das?“ fragte Eugenie Nikolajewna, deren Neugier erregt worden war.

„Belieben Sie selbst anzusehen!“ Und Jswolskij reichte ihr ein brennendes Zündholz, um den Inhalt des Kastens sehen zu können.

Eugenie Nikolajewna wie ihr Bruder schauten hinein; plötzlich schrie sie auf und sprang zur Seite; sogar Sukratow fuhr unwillkürlich zurück.

Der Eindruck war zu stark. Beim Licht des Zündhölzchens konnten sie die Figur eines mageren, nackten Menschen, augenscheinlich eines Burjaten, erkennen. Das todtenbläulich bleiche Gesicht sah fürchterlich aus; die starren, weitgeöffneten Augen waren nach oben gerichtet; die ganze Figur war in sitzender Stellung.

Eugenie Nikolajewna wurde fast ohnmächtig. Jswolskij, dem es sehr unangenehm war, daß er sie nicht vorbereitet hatte, versuchte nun seinen Fehler gut zu machen. Sie erholte sich indessen bald und hatte sogar die Kühnheit, ein zweitesmal in den geheimnißvollen Kasten zu schauen.

„Was stellt denn das vor?“ fragte sie.

„Wir sind hier im Walde der Todten; hier begraben die Burjaten die Ihrigen. Dieser Kasten ist der Sarg, und das Grab eines bei Lebzeiten für heilig erklärten Lamas; nur Auserwählten wird die Ehre zu Theil, nach dem Tode eingesalzen zu werden, wie dieser Lama hier vor uns.“

„Wie, eingesalzen?“ riefen Skutarow und dessen Schwester erstaunt aus.

„Ja, gewiß, eingesalzen!“ Ein Todter, dessen Lebenswandel heilig war, wird von den Lamas so stark gesalzen, daß sein Körper nicht mehr in Fäulniß übergehen kann. Dann wird derselbe in einen solchen Kasten, und zwar stets in sitzender Stellung gebracht. Wenn im Laufe eines Jahres Niemand den Sarg berührt hat, wird am Todestage der Körper unter großen Ceremonien auf einem Scheiterhaufen verbrannt, die Asche aber sorgfältig gesammelt und im Kloster als Heiligthum, das man anbetet, aufbewahrt. Ist der Sarg aber von Mensch oder Thier berührt, so meinen die Burjaten, der Heilige habe im Leben Feinde gehabt, sei also kein echter Heiliger.“

„Das ist eine sehr scharfsinnige Prüfung auf Heiligkeit,“ meinte lachend Skuratow.

„Betrachten Sie hier die Bäume, hier ist ein großer Kirchhof,“ fuhr Jswolskij fort.

In der That konnte man noch beim letzten Dämmerscheine zwischen den Zweigen der Bäume dunkle Massen unterscheiden, die Aehnlichkeit mit eingehüllten menschlichen Figuren hatten.

Der Wind fuhr durch die Aeste und die an dieselben gebundenen todten Körper wiegten sich sanft wie lebende; man konnte erwarten, sie jeden Augenblick herunterspringen zu sehen..... Unwillkürlich durchschauerte es Einen beim Anblick solcher sich bewegender Todten.

„Die Mongolen-Burjaten am Onon senken ihre Todten nicht in die Erde, sondern schleppen sie in das Waldesdickicht, wo sie wilden Thieren zum Fraß liegen bleiben. Je eher der Leichnam zerrissen ist, um so glücklicher gilt der Todte, denn seine Seele ist dann schon schnell von Buddha in die himmlischen Gefilde aufgenommen worden. Reichere binden ihre Todten wohleingehüllt an Baumäste in den Gegenden, die von den Lamas als heilig erachtet werden. Kinderleichen aber werden einfach vor die Thür der Jurte geworfen. Oft schleppen die Hunde Stücke der von ihnen zerrissenen Kinderleichen in die Jurte zurück, was aber auf das Mutterherz keinen Eindruck macht; die Nerven der Burjaten sind viel stärker als die der Europäer.“

„Das ist fürchterlich!“ rief Eugenie Nikolajewna aus, die gespannt zugehört hatte.

„Einverstanden—fürchterlich, aber dafür ziehen die Burjaten alle ihre Kinder selbst auf, geben keines derselben in Findelhäuser, wo sie wie Fliegen sterben. Ein Drittel aller Europäerinnen verurtheilt auf solche Weise bewußt ihre Kinder zum Tode....... Sie wissen es ja sehr gut, daß von fünfzig vielleicht nur ein Kind am Leben bleibt....... Meiner Ansicht nach ist das viel scheußlicher,“ entgegnete Jswolskij.

„Da sind wir auch schon am Lager... Dort sehe ich Feuer hinter den Bäumen,“ sagte Skuratow.

„Nein, bis zum Lager ist's noch eine gute Strecke.“

„Was kann denn das bedeuten?“

Sie gingen gerade auf das Feuer los. Bald konnten sie dasselbe, sowie Alles, was um dasselbe vorging, genau sehen.

Vor einem Stein, der die Form einer gestutzten Pyramide hatte, brannte ein kleines Feuer, vor dem ein Mensch stand, welcher die Hände bald erhob, bald wieder sinken ließ, sich nach links und rechts wiegte und näselnde Worte sprach oder halb sang.

Jswolskij erkannte den Lama, welcher gestern Morgen mit Ludow in's Lager gekommen war, und trat auf ihn zu.

Den Wald deckte schon tiefes Dunkel, so daß beim Schein des Feuers die Figur des Lama in der rothen Kleidung sich scharf vom dunklen Fond abhob. Der ganze Raum, vor dem er stand, war mit verschiedenen Gegenständen, die fromme Beter dargebracht, behängt. Es waren bunte Zeugflicken, Thierschwänze, Felle, Knochen und Stücke Blattgoldes, die als Schmuck des Opferaltars dienten.

Plötzlich unterbrach der Lama sein Schaukeln. Er nahm von seinem Halse die Schlange, die er dort vom Morgen an getragen, hieb ihr den Kopf ab und warf den zuckenden Körper in's Feuer. Die Köpfe sowohl der am Morgen wie der eben getödteten Schlangen legte er friedlich auf den Opferstein. Er hatte dem großen Buddha durch dieselben ein reiches Opfer gebracht.

„Bewahre mich vor des Herrschers Zorn, vor Räubern, Wasser und Feuer, vor Verlusten, Feinden, vor Hunger; bewahre mich vor Blitz, vor Tod, vor Erdbeben, vor den Strafen der Menschen und vor wilden Thieren!“ sang der Lama und wiegte sich wieder nach rechts und links.

Bald hatte der Lama sein Gebet beendet, wandte sich zu Jswolskij und sagte:

„Möge auch mein Freund Buddha ein Opfer bringen, Buddha wird ihn dafür auf allen seinen Wegen stets bewahren.“

Jswolskij übersetzte Skuratow diese Worte, welcher einige Münzen aus der Tasche zog und sie auf den Opferstein legte.

„Möge Buddha meine Freunde bewahren..... Mendumur!“ rief der Lama zufrieden aus.

„Ich wette, daß er die geopferten Münzen stiehlt,“ sagte Jswolskij in russisch.

Und in der That ließ der Lama, sobald die Fremden den Rücken gewandt hatten, die Münzen ruhig in seine Tasche gleiten. „Buddha braucht ja im Himmel kein Geld,“ philosophirte er ruhig, „aber der arme Lama braucht es, weil er noch auf Erden wandelt.“

Ueberhaupt giebt der Aberglaube des Volkes den Lamas Gelegenheit, aus den Religionsgebräuchen der Burjaten möglichst großen Gewinn zu ziehen.

Die Lamas werden von den Burjaten für sündlos gehalten und haben einen bedeutenden moralischen Einfluß auf das Volk.

Jswolskij's Erzählung.

Unterdessen hatten sich unsere Reisenden dem Lager genähert. Lustig loderte das Feuer und sprühte reichen Funkenregen in die dunkle Luft hinaus. Die Burjaten kauerten an demselben, eifrig mit der Bereitung ihres Abendessens beschäftigt. Skuratow betrat das Zelt und staunte; auch hier, selbst in der Taiga, sah er Spuren schmückender Frauenhand.

Das Zelt war sauber aufgeräumt, Bärenfelle deckten als Teppiche den Boden, an den Seitenwänden standen die Kisten, die zu den Pferdesätteln gehörten, als Tische dienend, und aus den weichen Sattelkissen waren türkische Divane hergestellt.

Die Hauptzierde des Zeltes aber war eine Guirlande aus lebendigen, duftigen Blumen, welche Eugenie Nikolajewna am Tage gepflückt und gewunden hatte, um das Zelt zu schmücken. Pionen, Lilien und Vergißmeinnicht wechselten in der Guirlande mit dunklem, saftigen Grün, und kein Ballsaal Europas hätte sich dieses Schmuckes zu schämen gebraucht.

„Bravo, Jenny!“ rief Skuratow aus, die Schwester zärtlich anblickend.

Eugenie Nikolajewna schien sehr zufrieden, daß ihre Erfindung solchen Beifall fand.

Jswolskij, dieser alte Wolf der Taiga, schaute mit Entzücken auf das Mädchen, welches solch' poetischen Zauber über das rauhe Leben der Taiga zu bereiten im Stande war...... Ein sonderbares, unerklärliches Gefühl ließ ihn zusammenzucken.

Dem Reise-Necessaire wurden jetzt die Geschirre entnommen, eine messingene Theekanne ersetzte die Theemaschine und bald gossen die kleinen Händchen Eugenie Nikolajewna's, welche hier, als ob es in einem Petersburger Salon wäre, die Wirthin spielte, den duftigen Thee in kleine Tassen.

„Wo bleibt aber Paul?“ fragte Skuratow; „es ist schon sechs Stunden her, daß er auf die Jagd ausging und noch immer ist er nicht zurück.“

Eugenie Nikolajewna hatte schon längst an ihn gedacht. „Er ging allein in diese schreckliche Taiga,“ dachte sie und ihr Herz erbebte unwillkürlich in Furcht und Sorge um den Entfernten.

„Der Jagdeifer hat ihn wohl übermannt,“ meinte Jswolskij; „gegen 4 Uhr hörte ich einen Schuß herübertönen; das ist er wohl gewesen; er ist aber sehr kühn, man darf nicht so spät in der Taiga sich umhertreiben..... Uebrigens meine ich, daß er wohl gleich kommt; verirren kann er sich hier ja nicht.“

„Morgen in aller Frühe beginnen wir die Untersuchungen und dann ist keine Zeit mehr, auf die Jagd zu gehen,“ sagte Skuratow.

Es entspann sich ein Gespräch über die bevorstehende Arbeit. Jswolskij gab einige Abenteuer aus seinem Nomadenleben zum Besten, das reich genug an Gefahren gewesen war. Eugenie Nikolajewna lauschte mit Vergnügen den Episoden des originellen, ihr noch so fremden Lebens; eine neue Welt von Empfindungen erschloß sich ihr.

„Wie hat Sie denn das Schicksal eigentlich nach Sibirien verschlagen?“ fragte sie. „Sie scheinen doch Pole von Geburt zu sein!“

„Wenn Sie wünschen, erzähle ich Ihnen mein Leben,“ sagte Jswolskij, „doch wird das kaum Interesse für Sie haben......

Viele Kräfte habe ich vergeudet und wenig dabei gewonnen...... Ja, ich bin Pole, mein Vater war ein kleiner Gutsbesitzer; er starb, als ich kaum acht Jahre alt war. Wir lebten stets auf dem Gute, das unweit Warschau gelegen war. Meine Mutter war ein edles, heiliges Weib; ich war ihr einziges Kind und sie weihte mir alle ihre Kräfte.

Der kleine Flecken Landes, welchen wir unser nannten, gab uns hinreichende Mittel, um ein stilles Landleben zu führen. Bis zu meinem vierzehnten Jahre unterrichtete mich meine Mutter zu Hause. O, ich erinnere mich noch jener Stunden, die für mich von unvergänglichem Reiz waren. Sie sind mir ebenso unvergeßlich, wie das Andenken an Die, welche ich so geliebt und der gegenüber ich in so großer Schuld bin......

Mit vierzehn Jahren gab man mich in's Gymnasium; ich mußte Abschied nehmen von Gottes schöner Natur, unseren Wäldern, die ich so sehr liebte. Lange konnte ich mich nicht an das Stadtleben gewöhnen; ich hatte das Gefühl, als ob die Mauern mich erdrücken wollten. Ich war nicht unbegabt, konnte also mit Leichtigkeit als fleißiger Schüler gelten; meine Mutter, die mein wahrer Schutzengel war, hatte dafür gesorgt und sorgte stets dafür, daß jener verschlechternde Geist, der so viele Kinder schon verdorben, mir fern und fremd blieb. Ungeachtet ihrer geringen Mittel zog sie mit mir nach Warschau.

Mit siebzehn Jahren absolvirte ich das Gymnasium mit Attest und Medaille und sollte mir nun eine Specialität erwählen. Das hatte ich schon früher gethan, Naturforscher wollte ich werden, da die Natur mich stets so sehr interessirt hatte. Zu jener Zeit studirte die polnische Jugend meist im Auslande, es war so Sitte. Ich wählte die Universität Heidelberg, welche damals die berühmtesten Professoren der Welt hatte.

Mit Eifer widmete ich mich dem Studium, so daß ich bald die Aufmerksamkeit der Professoren auf mich lenkte. Das Leben dort zog vorüber wie ein schöner Traum, den nur ein Schatten störte, die Abwesenheit meiner geliebten Mutter.

Wir führten indessen eine eifrige Correspondenz. Ihr bangte nach mir, doch freute sie sich meiner Fortschritte. Das Bewußtsein, einen so treuen Freund zu haben, der mit Liebe jeden meiner Schritte verfolgte, war mir ein großer Sporn. Ich wußte, daß ich in der Welt ein mich heiß liebendes Herz besaß.

Eine andere Liebe als die der Mutter und zur Mutter kannte ich nicht.

Es blieb mir nur noch ein halbes Jahr zur Absolvirung des ganzen Cursus, als ich einen Brief erhielt, der mir meldete, daß meine Mutter schwer erkrankt sei. Verstört durch diese Nachricht, reiste ich sofort in die Heimath.

In diese Zeit fällt eine Begebenheit, welche mächtigen Einfluß auf mein ganzes weiteres Leben gewann. Auf der Eisenbahn zwischen Heidelberg und Berlin stieg eine junge Dame in den Waggon und setzte sich mir gegenüber. Unterwegs wird man ja leicht bekannt. Die Dame, die außerordentlich schön war, begann selbst ein Gespräch in französischer Sprache mit mir, aber als sie an meiner Aussprache merkte, daß ich Pole sei, führte sie die Unterhaltung auf polnisch weiter. Es erwies sich, daß sie eine Landsmännin von mir und auf dem Wege nach Warschau begriffen war.

Ich weiß nicht, was sie Interessantes an mir fand — ich war ja noch Knabe, kaum zwanzig Jahre alt — sie dagegen schon etwa fünfundzwanzig — sie begann aber mit mir zu kokettiren oder, wie man sagt, mir den Hof zu machen, und die zwei Tage, die wir noch auf der Eisenbahn zusammen verbrachten, benebelten mir den Kopf vollständig.

Sie war eine Schönheit im vollen Sinne des Wortes; nicht ich allein — Alle erkannten das an. Ihr Haar war brünett, ihre schwarzen Augen wechselten jede Minute den Ausdruck; bald blickten sie wild, bald wieder liebevoll.

In den Augen lag ihr Talisman ihre Kraft. Sie haben mich auch wohl um den Verstand gebracht, denn als ich in Warschau von ihr Abschied nehmen mußte, war ich wirklich wie irrsinnig. Mit wahnsinniger Leidenschaft liebte ich dieses Weib......mit dem Feuer, mit welchem man nur eben mit zwanzig Jahren zum ersten Male lieben kann.

Ich vergaß meine kranke Mutter.... anstatt zu ihr auf's Land zu fahren, blieb ich in Warschau, nur um dieses Weib zu sehen. Zum Glück genas meine Mutter und suchte mich auf. Ich erfuhr, daß meine Geliebte verheirathet war, daß sie eine Gräfin sei.....Sie fuhr in ihrem Spiel mit mir fort, bald lud sie mich zu sich, ließ sich von mir die Hände küssen, behielt mich ganze Tage bei sich; dann aber jagte sie mich wieder von sich und lachte über meine Liebesschwüre.

Tag für Tag wiederholte sich diese Marter. Meine Seele ermattete, und obwohl ich fühlte, daß sie meiner spottete, fand ich nicht die Kraft, die Ketten zu brechen.

Ich hatte längst schon den Termin meiner Rückkehr nach Heidelberg versäumt......ich konnte nicht wegreisen, konnte nicht ohne sie leben......

Einmal sagte sie mir, daß sie mich liebe; ich glaubte, vor Uebermaß des Glückes zu sterben. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß sie einen anderen Geliebten habe. Ich wollte sie — sie und mich tödten.

Meine Mutter litt fürchterlich, ihre Seele fühlte Alles mit, was die meinige bewegte. Sie fuhr zu ihr, flehte sie an, mir Ruhe zu geben, mich nicht länger zu quälen.......ich erfuhr das später. Auf die Bitten meiner Mutter antwortete sie nur mit Lachen.

Zu dieser Zeit nahm der polnische Aufstand seinen Anfang; es wurden Insurgentenbanden organisirt. Ich war davon überzeugt, daß Polen seine Unabhängigkeit nicht erreichen würde. Der Aufstand aber bot eine Gelegenheit, mit Ehren zu sterben; ich ließ mich einer Bande zutheilen. Meine Mutter weinte, flehte mich an, zu bleiben — aber mein Entschluß stand fest.

Wie heute erinnere ich mich jener Zeit. Es war im September; ein leichter Reif lag auf den Feldern. Wir erwarteten das Eintreffen russischer Truppen. Endlich zeigte sich die Vorhut. Die Unserigen brüllten freudetrunken auf und begannen Salven zu geben, ohne daß Jemand zielte; so brachten auch unsere Kugeln dem Feinde keinen Schaden. Dann ging das Handgemenge los. Wir unterlagen, aber ich kämpfte weiter, im Zustande der Halbbewußtlosigkeit. Mich und Viele aus der Bande nahm man gefangen. Da wir mit bewaffneter Hand festgenommen waren, hätte man uns erschießen müssen, aber im Moment, als die Todesstrafe vollzogen werden sollte, traf Begnadigung des Kaisers ein, welche die Todesstrafe in Verbannung verwandelte.

Meine Mutter war dem Tode nahe. Während unseres Processes in Warschau bat sie, mich sehen zu dürfen, es wurde ihr nicht gestattet. Als aber die Gräfin mich sehen wollte, war es ihr leicht, diese Erlaubniß zu erhalten, weil die Officiere alle ihre Verehrer waren. Sie besuchte mich im Gefängniß.......und lachte. Ja, es war ein seelenloses, kaltes Gelächter, und dennoch — dennoch liebte ich sie.

Darauf kam die Verbannung, der graue Arrestantenkittel mit dem Carreau-Aß auf dem Rücken—der schmachvolle, endlose Weg.

Meine Mutter, die edle, unvergeßliche Dulderin, entschloß sich mir zu folgen — sie unterlag der Reise, sie starb in Perm und liegt am hohen Ufer der Kama begraben.—Ich durfte nicht einmal ihr Grab besuchen.

Jswolskij verstummte. Eine Thräne rann aus seinen Augen und fiel in seinen Bart. Verwirrt wandte er sich ab, um seine unwillkürliche Schwäche zu verbergen.

„Lange mußte unser Trupp Sibirien durchwandern, bis wir unser Ziel erreichten. Ich war nach Irkutsk verbannt. Wie schwer der Weg auch war, wie endlos die Zahl der Etappen, die ich kennen lernen mußte — diese Wanderschaft wirkte doch wohlthuend auf meine Stimmung, auf meinen moralischen Zustand.

Der Mutter Tod war ein fürchterlicher Schlag für mich, den das Schicksal führte, um mich zur Besinnung zu bringen; mit Grauen nur gedachte ich derjenigen, die ich so heiß geliebt und die meine heißen Gefühle so cynisch verspottet hatte.

Die physischen Leiden, die ich ertragen mußte, duldete ich mit Vergnügen, ich fühlte, daß sie ein kleiner Theil der Buße seien, die ich der Mutter gegenüber für meine ewig große Sünde zu leisten hatte. Auf der Wanderschaft erst kam ich mit dem russischen Volke in Berührung und erkannte den einfachen, braven Russen.

Damals erst lernte ich begreifen, wie das einfache Volk es so gut versteht, Leidenden Mitleid zu schenken und an ihnen treu und ehrlich Antheil zu nehmen.

Ich weiß es noch wie heute, es war in Atschinsk, einer kleinen Stadt zwischen Tomsk und Irkutsk. Die weiten Tagemärsche, die schlechte Nahrung, die Kälte, die wir stets ertragen mußten, hatten auch meine eiserne Natur gebrochen. Ich wurde krank, das Nervenfieber packte mich und man ließ mich auf einer Etappe liegen. Ich verlor das Bewußtsein. Eine alte Arrestantin, die auch krankheitshalber zurückgeblieben war, sah mich elenden Kranken hilflos daliegen und erbot sich freiwillig, mir Pflegerin zu sein. Mit welch' uneigennütziger Güte erfüllte sie die schweren Pflichten einer barmherzigen Schwester und pflegte mich mit rein mütterlicher Zärtlichkeit, opferte ihr letztes Stück Brot, selbst Hunger leidend, um nur meine Nahrung zu verbessern!.......

Später sagte sie mir einst, daß sie einen Sohn gehabt, der mir frappant ähnlich gesehen habe......

„Dank der Pflege dieser Frau,“ fuhr Jswolskij fort, „genas ich und kam endlich nach Irkutsk.

Dort wurde ich bald mit der besten Gesellschaft bekannt; dort geht man mit den politischen Verbrechern sehr gut um und bemüht sich, ihre Dienste zu gewinnen.

Man lud mich überall hin ein; meine Jugend erregte allgemeine Theilnahme. Ich aber floh die Menschen, besonders die Weiber; ich glaube—ich fürchte sie. Nur die Natur Sibiriens gefiel mir; die Unermeßlichkeit, das freie Leben und Treiben, die Urwälder, die tiefen, reißenden Flüsse, die Seen, Meere (auch der Baikalsee wird von den Eingeborenen Meer genannt), dies Alles entzückte mich durch seine Neuheit, seinen wilden Reiz.

Sobald man es mir gestattete, aus der Stadt in das Gouvernement überzusiedeln, ging ich in die Taiga, wo ich fast zwei Jahre lang ein Jägerleben führte. Ich wohnte in einer Jurte mit einem Tungusen zusammen, und mit ihm durchstreifte ich die Gegenden Transbaikaliens, die noch nie bis dahin der Fuß eines Europäers betreten.

So lernte ich die Sprache der Tungusen, wurde mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt; sie bewiesen Anhänglichkeit an mich und oft forderte mich dieses gutmüthige, brave Volk auf, mich für immer ihm anzuschließen und an allen Vorzügen ihres Wanderlebens theilzunehmen.

Oft konnte ich ihnen allerdings nützen; so war ich der Erste, der sie mit der Sense und deren Gebrauch bekannt machte; jetzt konnten sie für ihre zahllosen Heerden Wintervorräthe ansammeln, während bis dahin das Vieh auch im Winter im verschneiten Walde blieb und sich sein Futter unter dem Schnee hervorscharren mußte. War der Winter streng und sehr schneereich oder lang, so fielen ganze Heerden, deren Besitzer also auf einmal vom reichen Mann zum Bettler wurden. Die Sensen kamen bald allgemein in Gebrauch, das Bewußtsein, meinen Freunden nützlich sein zu können, band mich noch inniger an sie, ich fühlte mich unter diesen Wilden, denen die gemachte Civilisation Europas vollkommen fremd ist, unendlich wohl.

In den fünfzehn Jahren, die ich hier verbrachte, durchwanderte ich ganz Ostsibirien von einem Ende zum anderen, im Sommer sammelte ich Mineralien, Pflanzen und Thiere, im Winter arbeitete ich an dem im Sommer gewonnenen Materiale.

Stets allein, fast nur in der Taiga lebend, entfremdete ich mich der Gesellschaft, verlor das Bedürfniß nach derselben. Meine Liebe zur freien Natur aber wuchs zur unüberwindlichen Leidenschaft heran. Sobald nur der erste Frühlingshauch über die Augara zu mir herüberwehte, litt es mich nicht länger in der Stadt, ich mußte in die öde Taiga......

Als Ihr Bruder mir vorschlug, an dieser Expedition theilzunehmen, freute ich mich dessen, heute bin ich ihm doppelt dankbar..... Ich sehe, daß die Natur mir eine neue Seite zeigt, indem sie mich anheimelt, wo doch Menschen sie beleben.....“

„Ist's hier denn nicht schön?“ schloß Jswolskij, sich zu Eugenie Nikolajewna wendend.

In diesem Augenblick war der glänzende Mond hinter den dunklen Wipfeln emporgestiegen und beleuchtete mit seinem bläulichen, weichen Lichte das Lager. Der sternbedeckte Himmel glänzte in den hellen Farben eines mächtigen Sternschnuppenfalls. Fernes Wetterleuchten ließ ihn mitunter tief erglühen; geheimnißvoll stille standen die dunklen Cedern rings umher. Aus dem Gebüsch am Ufer des heiligen Sees ertönte das tiefergreifende Schluchzen der Nachtigallen in die Stille der Nacht.

„Ja!“ Hier ist's schön,“ sagte Eugenie Nikolajewna, auf welche Jswolskij's Erzählung einen mächtigen Eindruck gemacht hatte. Sie streckte ihm freundschaftlich die Hand hin.

„Jetzt, hoffe ich, werden Sie nicht mehr die Gesellschaft der Frauen fliehen, weil ich hier das einzige weibliche Wesen bin?“ sagte sie in herzlichem Tone.

Jswolskij drückte die ihm gereichte Hand ehrlich. Ein Gefühl tiefer Dankbarkeit gegen das Mädchen erfüllte seine Seele.

„Wo aber nur Paul bleibt?“ fragte Skuratow sichtlich beunruhigt. „Es ist schon 11 Uhr und er ist noch immer nicht da!“

„Er wagt es wohl nicht, den Rückweg durch die Nacht zu machen und schläft irgendwo im Walde unter dem Schutze eines hellen Feuers,“ suchte Jswolskij zu beruhigen, obwohl auch in ihm schon Befürchtungen wachgerufen waren.

„Gewiß hat er sich verirrt,“ sagte Eugenie Nikolajewna mit zitternder Stimme.

„Nein, hier kann mon sich nicht verirren......das Thal ist von allen Seiten von Bergen eingeschlossen...... es ist ja auch kaum so groß wie ein Teller.“

Die Männer suchten das Gespräch abzubrechen, um Eugenie Nikolajewna nicht zu beunruhigen. Sie wünschten ihr gute Nacht und verließen das Zelt.

Schlimmer Traum.

Eugenie Nikolajewna war allein geblieben. Lange schaute sie hinaus in das Waldesdunkel, eifrig auf jeden Ton horchend. Ihre Schläfen pulsirten heftig, sie glaubte jeden Augenblick Ludow kommen zu sehen, seinen Schritt zu hören. O, wie hätte sie die Erfüllung dieser Erwartung entzückt!......Ja, sie hätte ihm eben gestanden, daß sie ihn liebe — und tief erglühte das Gesichtchen des Mädchens bei diesem Gedanken. Aber vergebens horchte sie hinaus; nur die burjatischen Mädchen gingen im Lager hin und her, leise ein melancholisches mongolisches Liedchen vor sich hinsingend und die Hunde knurrten, ein wildes Thier witternd. Aus dem Walde aber klangen die schauerlich geheimnißvollen Töne der Nacht herüber.

Lange lauschte Eugenie Nikolajewna diesen geheimnißvollen Waldesstimmen und ihr Herz erstarrte bei dem Gedanken, daß ihr Bräutigam jetzt in diesem Walde des Schreckens allein weilte. Der Mond hatte schon seinen halben Weg vollendet und im Osten begann es bereits zu tagen, als sie ermattet vom qualvollen Warten ihr Haupt auf die Kissen sinken ließ und in einen unruhigen Halbschlaf versank.

Ihr träumte: sie gehe im Brautkleide durch einen mächtigen Saal; reicher Blumenflor schmückt ihr Haupt, neben ihr schreitet ihr Bräutigam einher. Doch was ist mit ihm geschehen? er ist bleich, sein Antlitz fast durchsichtig — eine Farbe nach der andern löst sich in Luft auf; nur die Augen erhalten sich und starren fieberhaft glänzend sie an. Sie will ihn berühren, will seine Hand nehmen, greift aber nur leere Luft.....ja, auch die Augen verlöschen und lösen sich im durchsichtigen Aether auf...... Sie will schreien, sie kann es aber nicht; sie will ein Wort sagen, es geht nicht über die Lippen, die Zunge ist gelähmt.

Voll Schrecken erwachte sie und der fürchterliche Gedanke, daß Ludow umgekommen sei, schlich sich in ihre Seele. Vergebens suchte sie sich zu trösten, dieser Gedanke verfolgte und quälte sie.... es kam ihr kein Schlaf mehr.

Unterdessen war ein Stern nach dem anderen erloschen, nur die holde Aurora, die Botin des Morgens, färbte mit ihrem Lichte den dunkelblauen Himmelsdom. Der Morgenwind erhob sich und trug gleichsam auf seinen Schwingen die ersten Tagesstrahlen herüber, bald übergossen dieselben die ganze Natur und schenkten ihr so das holde Colorit des Morgens.

Noch einige Minuten vergingen, und die Sonne zeigte sich am Himmelsrande; roth wie eine glühende Kugel trat sie aus den dunkel-lila Wolken des Horizonts empor, ihre Strahlen küßten erst leicht die Bergesspitzen, die rosig-golden erglühten, dann die Wipfel der hundertjährigen Cedern und endlich das ganze Waldmeer bis in die weiteste Ferne. Alles prangte freudestrahlend im köstlichen Brautschmucke des Morgens.

Doch Eugenie Nikolajewna brachte dieser köstliche Morgen kein Entzücken; qualvolle Gedanken beherrschten sie und stiegen immer von Neuem in ihr auf. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete sie das Erwachen des Bruders und Jswolskij's.

Die Burjaten waren schon längst mit den Pferden beschäftigt, der Lama leckte den Rosenkranz ab, auf die aufgehende Sonne schauend.

Endlich hielt Eugenie Nikolajewna es nicht länger aus, sie ging zum Zelte, wo beide Männer schliefen, und rief sie mit lauter, zitternder Stimme.

Skuratow und Jswolskij waren schon wach und tauschten ihre gegenseitigen Befürchtungen über das Schicksal Ludow's aus.

„Entweder hat er sich im Gebirge verirrt, oder es ist ihm ein Unglück passirt, oder gar — er ist in die Hände der Sträflinge gefallen,“ sagte Skuratow.

„Soweit ich hier die Umgegend kenne, ist ein Verirren unmöglich,“ entgegnete Jswolskij, „jedenfalls aber müssen wir, ohne Zeit zu verlieren, uns auf die Suche machen.“

„Aber glauben Sie, daß ein Unglück geschehen ist?“ fragte Skuratow mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Die Taiga ist schrecklich...... hier kann man Alles erwarten...... Fürchterlich sind die Thiere, aber noch fürchterlicher die Menschen. Ich weiß aber, welchen Weg Ludow ging, und bürge dafür, daß ich seine Spur finde; habe ich denn unnütz zehn Jahre in der Taiga gelebt, im Scherze etwa den Namen des „Wolfes der Taiga“ bekommen?“

In diesem Augenblicke hörten sie den Ruf Eugenie Nikolajewna's.

Skuratow fragte, weshalb sie so früh aufgestanden sei, las aber, das Zelt öffnend, die Antwort auf ihrem Gesicht, das deutlich die schlaflos verbrachte Nacht zeigte.

„Sofort machen wir uns auf, Paul zu suchen,“ sagte Skuratow, „er muß sich im Gebirge verirrt haben.“

Das war die Antwort auf ihre geheimsten Gedanken.

„Kann ich mit Euch gehen?“ fragte sie.

„Du wirst uns nur hindern,“ antwortete Skuratow.

Der Gedanke, nur hinderlich zu sein, ließ sie von ihrer Bitte abstehen.

Unterdessen hatte Jswolskij mit dem Lama gesprochen, da dieser hier jeden Weg und Steg kannte.

„Des Lama's Freund ging gestern Nachmittag fort und ist bis jetzt noch nicht zurückgekehrt,“ hatte er das Gespräch begonnen.

Der Lama schielte ihn mit durchdringendem Blicke an.

„Der junge Jäger schoß gestern die Thiere des heiligen Sees......Buddha straft ihn,“ erwiderte der Lama mit prophetischem Tone.

Jswolskij überging diesen Tadel mit Stillschweigen.

„Wenn Buddha auch strafen will, so sind doch seine allmächtigen Lamas da; sie können die Menschen vor Buddha's Zorn retten; sie haben die Mittel dazu von Buddha erhalten.“

„Mein Freund ist weise und redet die Wahrheit,“ sagte der Lama, dem Jswolskij's Worte sichtlich schmeichelten.

„Was glaubt der Lama, was dem jungen Jäger passirt sein könnte?“

„Buddha's Wille ist noch nicht an ihm vollführt. Wenn aber mein Freund will, führe ich ihn dahin, wo der Jäger sich jetzt befindet.“

„Prompte Antwort,“ dachte Jswolskij, doch er wußte, daß er im Augenblick auch weiter nichts erfahren werde. Das aber war klar, daß der Lama hier alle Schleichwege kenne, also der beste Führer sei. Jswolskij versprach ihm Lohn für seine Mühe.

Man setzte sich zum Frühstück, das aber fast Niemand berührte. Alle beschäftigte das Schicksal Ludow's.

Es wurde beschlossen, daß Skuratow, Jswolskij und zwei Burjaten sich auf die Suche machen, die Uebrigen aber zum Schutz des Lagers zurückbleiben und ohne Zeitverlust zwei Schurfen graben sollten an den Stellen, die Skuratow schon früher bezeichnete.

Mörder als Lebensretter.

Die ersten Sonnenstrahlen vergoldeten kaum die Wipfel der Bäume, die Berge waren noch in Rauchwolken gehüllt, welche wie ein milchweißer Schleier über dem Flusse Sokondo hingen. Im Lager der Mörder war der „Verfluchte“ zuerst erwacht; er studirte schon den Himmel, um das Wetter zu bestimmen; die Taiga hat einen mächtigen Barometer.

„Es giebt Gewitter!“ murmelte er, die lila Wolken musternd, die am Himmel dahinzogen.

Dann stieß er seine noch schlafenden Kameraden an.

„He! Birkhühner! steht auf! Es ist Zeit!“ Unter seinen kräftigen Fußtritten mußten die Kameraden freilich erwachen.

Nachdem sie das gewöhnliche Frühstück eingenommen, machten sie sich in die Berge auf, um den Jäger von gestern zu suchen. Nur der „Weiberfreund“ blieb als Wache zurück. Voraus schritt der „Verfluchte“, der „Nagler“ mit dem „Tummler“ folgten ihm. Plötzlich blieb er, den Boden aufmerksam prüfend, stehen.

„Vor einer halben Stunde ist hier eine Bärin mit einem Jungen gewesen,“ sagte er, auf die im weichen Lehmufer des Baches zurückgebliebenen Spuren weisend, „sie kann nicht weit weggegangen sein; wir wollen sie suchen und erlegen.“

„Vielleicht ist sie aber schon vor langer Zeit hier gewesen?“ fragte der „Tummler“.

„Sieh doch, daß die Fährte noch voll ausgedrückt vorhanden ist; vor einer halben Stunde höchstens.“ Der Jagdvorschlag wurde mit Vergnügen angenommen; man entschied sich für Treibjagd.

„Aber keinen Schuß abgeben! Macht sie mit dem Messer nieder, denn schießen können wir nicht; Der von gestern könnte es hören und geht uns dann sicher durch die Latten.“

Wir verstehen, wer der „Verfluchte“ mit dem kurzen „Der“ bezeichnete.

Der „Nagler“ schwelgte schon im Voraus im Hochgenuß der Jagd. Furcht kannte er ja nicht; er hatte sich als Bärenjäger in der Taiga einen Ruhm erworben.

Die Bärin ließ nicht zu lange auf sich warten. Vom Geschrei der Treiber aufgescheucht, lief sie mit ihrem Jungen gerade in der Richtung auf den „Nagler“ los.

In der rechten, erhobenen Hand das Messer, stand dieser, die Bärin erwartend, unbeweglich wie eine Statue.

Mensch und Thier waren nur noch wenige Schritte von einander entfernt. Es war eine riesige Bärin, deren zottiges Fell bereits vor Alter ergraut war.

Dicht vor dem „Nagler“ blieb sie stehen, sah sich nach ihrem Jungen um, richtete sich hoch empor und brüllte wieder laut auf. So aufgerichtet, war sie fast zweimal so groß, als ihr Gegner. Die Augen blitzten vor Bosheit und auch aus Furcht für das Kleine. Einen Augenblick stand sie noch wie unentschlossen still.

Der „Nagler“ benützte diesen Moment, sprang vor und ehe das Thier eine abwehrende Bewegung machen konnte, hatte er demselben den Dolch tief in den Leib gerannt, den er mit fürchterlicher Kraft durch einen Schnitt in der ganzen Länge aufschlitzte.

Die Bärin war todeswund. Um aber seinen Stich zu führen, hatte der „Nagler dicht an die Bärin herantreten müssen, so daß sie jetzt, mit den Vordertatzen seine Schultern umfassend, mit ihm zusammen zu Boden stürzte. Brüllend schloß die Bärin ihren Gegner immer fester in ihre eisernen Umarmungen, die den eisenfesten „Nagler“ laut stöhnen machten. Seine Knochen krachten; er fühlte, daß sie ihn ersticken werde, und doch waren alle seine Anstrengungen, sich zu befreien, vergeblich.

In diesem Moment war der „Verfluchte“ herbeigekommen und durchschnitt der Bärin die Kehle. Ihre Tatzen lösten sich und der befreite „Nagler“ sprang todtenbleich empor. Sein auf dem Rücken zerrissenes Lederhemd ließ die zerfetzte blutige Haut sehen.

„Beinahe hätte die Bestie mir ein paar Knochen zerdrückt,“ fluchte er, der Bärin einen Fußtritt versetzend.

Eine solche Bärenjagd des einzelnen, nur mit dem Messer Bewaffneten kommt in Sibirien häufig vor. Mit Bären seine Kräfte messen, gilt als besonderes Vergnügen und hohe Ehre.

Das Junge, welches dem ganzen Kampfe beigewohnt hatte, stürzte sich heulend auf die bewegungslose, blutende Mutter, um ihre Wunde zu belecken. Dann beroch es sie prüfend, heulte wieder wie ein junger Hund auf und bemühte sich, durch Stöße mit der kleinen Schnauze die Mutter zum Aufstehen zu bewegen. Der „Verfluchte“ schnitt auch ihm die Kehle durch.

Schnell wurden die Häute abgezogen, die besten Fleischtheile herausgeschnitten, Alles zusammengepackt und nun ging's weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Sklaven in Georgia.

Aus Atlanta, der bedeutendsten Stadt des Staates Georgia, wird eine Geschichte berichtet, die sich beinahe wie ein Märchen anhört. Man glaubt, die Welt stehe seit zwanzig Jahren unverrückt auf demselben Standpunkt, und es habe in den Ver. Staaten keinen furchtbaren Krieg gegeben, der mit der Aufhebung der Sklaverei endete.

Die Geschichte lautet kurz, wie folgt: A. McD. Wilson, ein Großhändler in Atlanta, besitzt u. A. auch viele Kunden in Gilmer County, welches sich im Norden des Staates nahe an der Grenze von Nord-Carolina befindet. Das County ist zwar nur klein, aber sehr reich und enthält eine Menge Plantagen, die noch heute ebenso betrieben werden, wie vor Ausbruch des großen Bürgerkrieges. Es giebt in dem County nur sehr wenige Städte; der Haupthandel wird von den Kaufläden an den „Kreuzwegen“ betrieben. Die Plantagenbesitzer haben noch heute ihre „Aufseher“, wie in der Zeit vor Aufhebung der Sklaverei, und auch die alten Neger arbeiten bei ihnen noch immer, als ob es niemals einen Krieg gegeben habe, der ihnen die Freiheit sicherte. Die Sklaven wurden „freie Menschen,“ ohne daß sie selber wußten, was dies eigentlich bedeute. Sie hatten auf den Plantagen ihrer Herrschaften ihr ganzes Leben zugebracht, und konnten es nicht begreifen, daß sie ein Recht hatten, künftighin für sich selber zu sorgen. Der „Herr“ gab ihnen Alles, was sie zur Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse brauchten. Er versorgte sie mit Speise und Trank und mit Kleidern, die gerade für das milde Klima paßten. Was wollten sie mehr! Arbeiten mußten sie überall, und anderswo wäre es ihnen vielleicht noch schlechter ergangen. So zogen sie es vor, in dem alten Verhältnisse bei ihrer Herrschaft zu verbleiben. Da brauchten sie sich wenigstens keine Nahrungssorgen zu machen.

Vor einigen Tagen sandte ein Kaufmann von einem der bekanntesten „Kreuzwege“ in Gilmer County an Herrn Wilson, welchem er eine kleine Geldsumme schuldete, mehrere Papiere zur Deckung dieser Schuld, darunter eine Hypothek auf einen „männlichen Neger.“ Die Hypothek war dem Kaufmann von einem benachbarten Plantagenbesitzer ausgefertigt worden, der sich in seiner Schuld befand und auf diese Weise die Schuld sicherstellen wollte. Das merkwürdige Schriftstück war „in aller Form Rechtens“ von dem Kaufmann indossirt. Er schien der Ansicht zu sein, daß die Anweisung auf einen lebendigen Neger vollkommen genüge, um seine Zahlungsfähigkeit zu beweisen.

Curios war das Schriftstück überhaupt. Es enthielt eine vollständige Beschreibung des Negers, welcher mit „Leib und Leben“ auf diese Weise anderweitig verpfändet wurde. Es hieß darin, der betreffende Mann heiße Joe Addison, sei 65 Jahre alt und in den Besitz seines gegenwärtigen „Eigenthümers“ durch Erbschaft gekommen. „Er ist mir von meinem Vater vererbt worden und befindet sich seit 20 Jahren in meinem Besitz,“ heißt es in der Hypothek, welche das Datum des 15. Juli Juli 1885 trägt.

Augenscheinlich befindet sich der Aussteller der Hypothek noch in dem Wahne, daß „sein“ Joe Addison noch immer ein Sklave ist, wie er es vor Aufhebung der Sklaverei war.

Herr Wilson, der Kaufmann in Atlanta, welchem die „Hypothek“ auf den „Sclaven“ zugesandt wurde, hat dieselbe dankend abgelehnt und an seinen Kunden das Verlangen gerichtet, ihm eine etwas solidere Sicherstellung zu gewähren. Was soll man aber von Zuständen halten, die so lange Zeit nach Beendigung des Bürgerkrieges noch immer, wenn auch nicht theoretisch, so doch praktisch bestehen.!

Tod eines Tigerjägers.

Wie die Zeitungen aus Bombay in Indien melden, ist vor einigen Wochen Hermusiee Edulji Kotwal, der berühmteste Tigerjäger Indiens, an den Folgen einer Verwundung gestorben, die er in seinem Berufe davongetragen hatte. Es war ihm gelungen, mehr als 100 Tiger, die meisten sogar ohne Anwendung von Feuerwaffen, zu tödten, ohne daß er selber je verletzt worden wäre. Schließlich ereilte ihn jedoch in den Dschungeln in der Nähe von Bansda sein Schicksal. Ein Leopard fiel über ihn her und zerfleischte ihm einen Arm derart, daß die Aerzte erklärten, der Arm müsse amputirt werden, wenn Kotwal am Leben bleiben wolle. Der muthige Jäger meinte jedoch, er würde künftighin mit nur einem Arm nicht mehr auf die Jagd gehen können, und weigerte sich deshalb, die Operation vornehmen zu lassen. Es trat Brand ein und er mußte sterben.

Kotwal betrieb die Tigerjagd nur zu seinem Privatvergnügen, da er wohlhabend genug war, um ohne eine jede Beschäftigung leben zu können. Er war bei den englischen Beamten in Indien ebenso beliebt, wie bei den eingeborenen Rajahs und den andern Notabeln seiner Heimath. Er kannte alle Jagdgründe vom Himalaya-Gebirge bis zu den südlichsten Ausläufen seines Vaterlandes so genau, wie seinen kleinen Finger.

Vor Allem hatte er den Tiger zu seinem Hauptstudium gemacht und kannte die Eigenthümlichkeiten desselben ganz genau. Man sah ihn allgemein für einen Wohlthäter seiner Landsleute an, weil er so viele reißende Thiere getodtet hatte, doch kam es auch manchesmal vor, daß er sich durch die Tödtung eines Tigers den Haß der in der Umgegend wohnenden Leute zuzog. In manchen Gegenden Indiens sind nämlich die Farmer und Viehzüchter ganz zufrieden damit, wenn sie einen Tiger in der Nähe wissen. Man weiß, daß die Tiger die grimmen Feinde aller kleineren Raubthiere sind, die in den Höfen und auf den Feldern der Farmer viel Unheil anstiften, indem sie Schweine, Kälber, Schafe, Ziegen, Hühner u. s. w. tödten und fortschleppen. Würden die kleineren Raubthiere nicht durch den Tiger im Zaum gehalten und beseitigt, so könnten viele Landbewohner Indiens keinen Viehstand halten.

Auch setzen viele Gastwirthe ihren Stolz darein, wenn sie sagen können, daß sich in der Umgegend ein Tiger befinde, der auf Menschenraub ausgehe. Die Gasthäuser machen in solchen Fällen stets gute Geschäfte, weil zahlreiche Jäger herbeizukommen pflegen, um auf das Thier Jagd zu machen. Wird der Tiger erlegt, dann nimmt der Besuch des Hotels manchesmal um mehr als die Hälfte ab. Daß dies den Wirthen nicht angenehm ist, ist selbstverständlich.

Trotz alledem wird der Tod des Jägers Hermusiee Edulji Kotwal von seinen Landsleuten aufrichtig betrauert. Die sanften und nichts weniger als kühnen Indier sahen in ihm einen Mann, auf den sie mit Recht stolz sein konnten.

Kotwal hatte durch seine rastlose Thätigkeit die Anzahl der Tiger in vielen Theilen Indiens ganz beträchtlich verringert. Er hat über die Art und Weise, wie er die Jagd auszuüben pflegte, keine Vorlesungen gehalten und auch keine Bücher geschrieben, so daß seine „Jagdkunst“ im buchstäblichen Sinne des Wortes mit ihm zu Grabe gegangen ist. Er starb als echter Held in seinem Beruf, obgleich es eigentlich nur ein Leopard war, welcher ihm die Todeswunde beibrachte.

Verschiedenes.

— Wieder einmal bildet ein Liebesdrama in Pest das Stadtgespräch, diesmal eines, welches an das gefallene Gesetz über die Mischehe zwischen Juden und Christen erinnert. Der Pharmacent Madarasz in der Apotheke „zur heiligen Theresia“ in der Königsgasse faßte unbegrenzte Liebe zu einem schönen jungen Mädchen jüdischer Konfession, der kaum 18jährigen Louise Wahrmann, Tochter einer sehr achtbaren Fünfkirchener Familie. Das Mädchen war vor etwa anderthalb Jahren zu einer verheiratheten Schwester gekommen. Bei einer Tanzunterhaltung lernten sich die jungen Leute kennen. Die verheirathete Schwester des Mädchens schalt dasselbe, weil es den Bewerbungen eines christlichen Verehrers Gehör schenkte, und diese Mißbilligung trieb in ihren Konsequenzen das Mädchen aus dem Hause. Louise Wahrmann miethete in der Königsgasse ein Monatszimmer und war auf diese Weise selbstständig geworden. Hiermit waren auch die Hindernisse des Verkehrs zwischen den jungen Leuten vorläufig behoben, ihr Unglück aber endgiltig besiegelt. Der junge Pharmaceut trachtete begreiflicher Weise jeden freien Augenblick bei seiner Geliebten zu und endlich pochte die Mahnung zur Heirath recht eindringlich und in dringendster Form an die Thüre. Die Heirath war aber bei dem heutigen Stande der ungarischen Gesetzgebung ein Ding der Unmöglichkeit und — Beide beschlossen, zu sterben. Sie nahmen im Hotel „Stadt London“ ein Zimmer, wo der Apotheker mit kundiger Hand den Gifttrank mischte: Er versetzte Champagner mit einer großen Quantität Opium. Ein Freund jedoch war den Spuren des Paares gefolgt und berief einen Arzt aus dem nahen Israelitenspital, der durch glücklich angewandte Gegenmittel das Leben des Paares rettete.

— In Verbindung mit dem Brande der komischen Oper in Paris erzählt die „Pall Mall Gazette“ ein höchst romantisches Ereigniß. 1876 besuchte ein englischer Kaufmann, Henry R. mit seiner Frau und seinem 7jährigen Töchterlein und in Begleitung eines jungen Künstlers Paris und wurde bei diesem Anlaß von den Reizen einer Grisette bestrickt. Auf das Drängen des Künstlers hin, der das Geheimniß ahnte, setzte die Gesellschaft die Reise nach der Riviera fort, ging von da nach Wien, und da die Briefe in weiblicher Handschrift noch immer eintrafen, kehrten die Reisenden über Brüssel nach England zurück. Kaum in London angekommen, verließ Henry R. seine Frau und Tochter und eilte nach Paris, traf dort seine Blanche und kümmerte sich nicht weiter um seine Angehörigen. Vergebens reiste ihm sein Bruder Georg R., ein kluger und braver Mann, sofort nach; alle Vorstellungen waren vergeblich und es blieb ihm nichts übrig, als nach London zurückzukehren und für das Wohl seiner Verwandten zu sorgen. Jedes Jahr im Mai machte er seinem Bruder in Paris einen Besuch, in der Hoffnung, ihn von seiner Verblendung zur Pflicht zurückzuführen; er pflegte vor seiner Abreise seiner Schwägerin zu sagen: „Merkt euch, ich will euch schon wieder zusammenbringen, nur ich kann es thun!“ Am 20. Mai war George R. wieder in Paris, um seinen Bruder besonders im Interesse seiner jetzt zur blühenden Jungfrau heranwachsenden Tochter zu bearbeiten. Er fand Henry nicht abgeneigt, seinen Bitten Gehör zu geben; er war leidend und George erbot sich, im Fall seiner Rückkehr nach London für Blanche ein Jahrgeld auszusetzen. Henry zauderte, schließlich bewog er seinen Bruder, noch einen Tag in Paris zu verweilen und erst am nächsten Tag — Henry's Hochzeitstag und zugleich der Geburtstag seiner Tochter — abzureisen. George gab nach und begleitete Blanche und eine ihrer Cousinen nach der Komischen Oper. Es war der verhängnißvolle Abend, an dem „Mignon“ gespielt wurde. Henry war zu leidend zu gehen. Als man die Trümmer wegräumte, fand man drei zur Unkenntlichkeit entstellte Leichen. Auf dem Boden lag die Leiche einer Frau, welche ein mit „G. R.“ gezeichnetes Taschentuch an den Mund preßte. Ein Arm des Mannes war um ihre Taille, der andere um die der Cousine geschlagen. Es ist kein Zweifel, daß der überaus kräftige George R. sich hätte retten können. Er starb den Opfertod, aber nicht umsonst. Henry's Schmerz war grenzenlos und unter dem Eindruck des fürchterlichen Verlustes versöhnte er sich mit seiner schnöde verstoßenen Frau, die mit ihrer Tochter auf die Nachricht des Todes ihres Schwagers hin nach Paris geeilt war. Der Maler, der 1876 sie auf der verhängnißvollen Tour begleitet hatte, war der einzige Zeuge der Versöhnung.

— Eine geheime Spielbank wurde vor einigen Tagen in Wien aufgehoben, welche allabendlich Männer der besten Gesellschaftskreise versammelte. Der Polizei waren über das Vorhandensein dieser Roulettebank schon vor einem Jahre vertrauliche Anzeigen zugekommen, allein trotz der eifrigsten Ueberwachung des die Spielbank haltenden Privatiers Anatol Dery, konnte es der Behörde nicht gelingen, die Spieler auf frischer That zu ertappen. Am 3. Juni wurde nun der Polizei angezeigt, daß sich die Spielbank gegenwärtig in dem Hause des Kompagnons von Dery, Joseph Teplansky, befinde und daß dort Kavaliere, sowie notorische Spieler dem Roulette-, Pharao- und Macaospiele huldigten. Am 7. Juni schritt die Polizei zur Aushebung der Spielhölle. Die Arrangeure derselben hatten jedoch alle Maßregeln getroffen, um einer plötzlichen Ueberraschung durch polizeiliche Organe vorzubeugen, und als die Letzteren in der Wohnung erschienen, waren die Spieler verschwunden. Bei der Untersuchung der Wohnung wurden in einem Schubladekasten mehrere geheime Fächer entdeckt, und in diesen fand man zwei kleine und eine große Roulette, gleich jenen, welche in Monte Carlo in Gebrauch sind, ferner Spieltücher, Würfelbecher, Kugeln, weiße und gelbe Spielmünzen und andere zur Spielbank gehörige Gegenstände. Die Bankhalter Dery und Teplansky wurden verhaftet und zwei Agenten Namens Lichtner und Fuchs, mit welchen die Inhaber der Bank im Einverständniß gewesen sein sollen, um die Chancen ihres Gewinnstes zu vergrößern, der Staatsanwaltschaft angezeigt. Die bisher geführte Untersuchung hat gezeigt, daß mehrere Kavaliere in dieser Spielbank bedeutende Summen verloren haben.

— Bezüglich der Unterhandlungen der Deutschostafrikanischen Gesellschaft mit katholischen Missionaren, erfährt der „Westf. Merk.“ von zuverlässiger Seite, daß die katholische Missionare nach den getroffenen Vereinbarungen ein Gebiet von 2000—4000 Quadratkilometer (nicht das ganze Gebiet der Gesellschaft) ganz allein, mit Ausschluß anderer, protestantischer Missionare überwiesen erhalten. Dieses Gebiet erstreckt sich von der Küste bis zu den Vorbergen des hohen Kilimandscharo, des höchsten Berggipfels Afrikas, und enthält die gesundesten Landstriche von ganz Aequatorial-Afrika, weil höher gelegen, als die übrigen tropischen Gegenden dort. P. Armheim begibt sich demnächst nach Berlin, um von der Regierung die Garantien und Ratificationen des Vertrages einzuholen.

Wie das Volk spricht.

— Trübe Tage! sagte der Himmel — da weinte er.

— Wie wird uns! sagten die Wolken — da brachen sie.

— Wo man sinkt, da lass' Dich ruhig nieder! sagten die Bewohner von Nizza — da suchten sie die Furcht vor Erdbeben zu bekämpfen.

— Sehr fein bin ich nicht! sagte der Horizont — da blieb er bedeckt.

— Ich bleibe bei der Stange! sagte der Hausherr — da aß er alle Tage Spargel.

— Alles kann man nicht durchbringen, sagte Rochefort — da meinte er Boulanger.

— Ich bin doch ein Schwerenöther! sagte Grevy — da hatte er mit schwerer Noth ein Kabinet zu Stande gebracht.

— Maitrank! sagte der Wirthshausbesucher — da bestellte er einen steifen Grogk.

— Durch Dick und Dünn! sagte Virchow — da pries er die Nährkraft der Milch in jeder Gestalt.

— Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! sagte die französische Republik — da konnte sie keinen geeigneten Ministerpräsidenten finden.

Lob der Gegenwart.

Dein Lob, o Zeit, verkündigen die Sterne,
Und neu entdeckte Welten stimmen ein,
Dem Ohr gibst du Gehör in weite Ferne,
Dem Wort vermagst du Flügel zu verleih'n!

Dem Geiste bringst du goldene Gewinne,
Dem Auge eine Fülle neuen Licht's,
Und tausendfache Reize jedem Sinne,
Allein das Herz — dem Herzen giebst du nichts!

Einem Pessimisten.

Du prahlst vor uns, daß du die Welt verachtest,
Und langst doch gierig nach des Ruhmes Kränzen.
Du lügst: Wem diese Welt so ganz zum Ekel,
Verachtet es zumeist, in ihr zu glänzen.

— Aus dem High-Life. Herr von Donnershausen galt für sehr reich, obgleich er doppelt so viel Schulden als Vermögen besaß. Für ihn fand sich auch bald eine Braut, die einzige Tochter einer begüterten Wittwe. Herr von Donnershausen hätte die Tochter heirathen können, ohne die Mutter über seine Lage aufzuklären. Er war aber ehrlich. Am Abend vor seiner Hochzeit ging er finster, die Hände auf dem Rücken und ohne ein Wort zu sagen, im Salon seiner künftigen Schwiegermutter auf und ab. Sie sprach öfters zu ihm: „Aber was haben Sie denn, lieber Herr Baron?“ Er antwortete jedesmal: „Ich habe gar nichts, gnädige Frau.“ Acht Tage nach der Hochzeit stellten sich die Gläubiger ein. Die Schwiegermutter, welche so etwas gar nicht erwartet hatte, sprach: „Sie haben mich betrogen, Herr Schwiegersohn!“ Er aber antwortete: „Frau Schwiegermutter, ich habe Ihnen reinen Wein geschenkt, daß ich nichts habe. Wenigstens zehn mal habe ich es Ihnen am Tage vor meiner Hochzeit gesagt, als es noch Zeit war zurückzutreten.“

— Der berühmte Musiker Quantz litt an großer Zerstreutheit. Als er sich 1776 in Potsdam in einer Gesellschaft befand, zog er sich, vom vielen Reden ermüdet, in eine Fensternische zurück. Dort lag eine Zeitung, die er ergriff, und in der er zu lesen begann. Plötzlich hörte man im Saale ein lautes „Hurrah!“. Alles blickte erstaunt auf Quantz; er stand mit blitzenden Augen da und rief wieder „Hurrah!“ — „Was haben Sie? Was ist denn los?“ fragte man ihn erstaunt. — „Hei, unsere schwarzen Husaren, diese Teufelskerle!“ rief er fast jauchzend. — „Die schwarzen Husaren, was haben die denn gethan?“ — „Die Russen mal wieder gehörig zu Paaren getrieben!“ — „Wo? Jetzt? Ist denn wieder Krieg?“ fragten die erstaunten Zuhörer durcheinander. — „Na natürlich, hier steht es ja!“ Man nahm das Blatt aus der Hand und sah, daß es eine fünfzehn Jahre alte Nummer des „Hamburger unparteiischen Korrespondenten“ war. Es wurde darin eine Episode des siebenjährigen Krieges berichtet.

— Der junge Diplomat. Gymnasiast: „Ja, liebe Tante, es ist wirklich wunderbar, wenn man sich so die Größenverhältnisse unserer immerhin nur kleinen Erde vergegenwärtigt. Denke nur, ihr Umfang beträgt fünftausendvierhundert Meilen, ihre Oberfläche neun Millionen zweihundertundsechszigtausendfünfhundertundzehn Quadratmeilen und ihr cubischer Inhalt sogar zwei Milliarden sechshundertneunundvierzig Millionen neunhunderttausend Cubikmeter!...... Apropos, könntest Du mir nicht vielleicht zehn Mark leihen?“

— Ein Alibi. Ja, ja, mein lieber Sepp, bei dem Schinkendiebstahl nützt Dir das Leugnen nichts! Wenn Du nicht nachweisen kannst, wo Du um die Zeit warst, als sie gestohlen worden sind, so wirst Du verurtheilt! — Ich kann's aber nachweisen! — Ah! Wo warst Du denn also? — In Feldhof drüben war i', beim Pfarrer — und hab' a' Sau g'stohl'n!

— Voraussehung. Doctor: Haben Sie die Rechnung dabei, Meister? Ich will die Stiefel gleich bezahlen! — Schuster: Hier, Herr Doctor! Sind S' aber so gut, und ziehn S' gleich ein Recept für 'n schlechten Mag'n ab! — Doctor: So, sind Sie krank? — Schuster: Nein, jetzt noch nicht — aber die Feiertag sind ja vor der Thür!

— Auch möglich. Sie: „Ich denke, ich begleite heute unsere Clara auf den Ball. Wenn dann die Leute ihre strahlende Erscheinung sehen, werden sie sagen: „Wie schön muß erst ihre Mutter gewesen sein, als sie noch so jung war!“ — Er: „Möglich! Aber vielleicht sagen die Leute auch: Sieh' mal, wie wüst die schöne Clara aussehen wird, wenn sie erst alt ist!“

— Auch eine Wahl-Agitation. Hans: „Du, Ferdinand, wen wählt denn Dein Vater zum Gemeinderath?“ — Ferdinand: „Ich weiß nicht!“ — Hans (Sohn eines Conditors): „Schau', daß er meinen Vater wählt, dann kannst Du Dein ganzes Leben lang bei uns den Meth umsonst trinken!“

— Einzige Besorgniß. Bauer: „Jesses, Jesses, wenn's nur heut' kein Zusammenstoß gibt!“ — Conducteur: „Warum haben Sie denn so Angst?“ — Bauer: „Ja, wissen S', i hab' a' Körb'l voll Eier bei mir!“

— Gedankensplitter. Ein Jeder ist der Baumeister seines Glückes, jedoch die meisten haben nicht Geld genug, um bauen zu können.

— Zarter Wink. Herr: Mein Fräulein ...... Fräulein: Finden Sie nicht auch, daß Frau besser klingt als Fräulein?

— Zwei Fliegen auf eine Klappe. Herr: Haben Sie guten Schnupftabak? Krämer: Gewiß! Herr: So, das ist recht! Dann geben Sie mir ein Pfund Zucker und dann 'ne Prise.